

Verstehen sollst du

Autor(en): **Haller, Lilli**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **18 (1914)**

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571972>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

nung ausgeht, mit Zurückdrängung des Details, mit bewußter starker Betonung des Gegensatzes von beleuchteten und beschatteten Partien. Dem Zusammenklang von rhythmisch bewegter Gestalt und Natur sucht der Künstler in dem Bild der Strandläuferin (S. 63), das 1912 im Schweizer Salon in Neuenburg hing, beizufommen.



François Gos, Lausanne. La Tristesse.

So strebt denn auch diese Kunst von François Gos ganz ausgesprochen auf eine bestimmte Stilisierung in Form und Farbe hin. Um dieses Strebens willen darf er zu den jungen Talenten der modernen Schweizer Malerei gezählt werden, deren Entwicklung jeder gerne verfolgen wird, dem neues Leben in der Kunst ein aufrichtiges Anliegen ist.

Hans Trog, Zürich.

Verstehen sollst du.

Skizze von Lilli Haller, Bern.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Sie saßen im Dunkel auf der großen Terrasse, die beiden alten Herren. Der Abend war mild und so wohnig die Luft, daß es wie ein großes Ausruhen über die Welt ging. Ganz nahe beisammen standen die zwei hellen Rohrsessel, und ganz nahe beisammen glühten die Lichterchen zweier Zigarren. Die Terrasse ging nach dem Garten hinaus, dem nachtdunkeln, in welchem die Viole dufteten und die Königs Lilien ragten. Bello, der Hund, hatte sich heimlich losgemacht und schleppte seine Kette über den Kies, leise, lautlos, wie ein Dieb, der Freiheit schmuggelt.

„Welch herrlicher Abend!“ meinte der Besucher im Panamahut und blies den Rauch seiner Zigarre vor sich hin. „Weiß Gott, man fühlt sich so merkwürdig wohl und zufrieden, so sicher, möchte ich beinahe sagen.“

Der Hausherr lachte kurz auf. „Sicher? Vor wem? Vor dem Leben oder dem Tod?“

„Vor beiden. Es ist, als ob an solch wohnigen Sommerabenden Menschheit und Gottheit sich auf etwas besännten, als ob sie aufhörten und sich das Wort gäben, von nun an einiger und inniger miteinander zu gehen.“

„Alter Phantast, Poet! Was träumst du da wieder? Alles bleibt, wie es ist und war, das Gute und das Böse. Grenzen gibt es ewig keine... Ist dein Neffe übrigens angekommen?“

„Nein, noch nicht. Uebermorgen muß er eintreffen. Ich freue mich ordentlich auf ihn.“

„Wie alt ist er?“

„Fünfundzwanzig. Allem Anschein nach ein schöner Bursch. Meine verstorbene Schwester war auch bildschön. Ihren Mann, den Ungarn, habe ich nicht gekannt und auch nie gesehen. Sie muß sehr unglücklich gewesen sein, ich ahne das; geschrieben hat sie es nie. Nun ist sie tot, der Mann verschollen, der Bursch elternlos. Er hing an seiner Mutter und möchte in ihrer Heimat die Heimat finden, schreibt er.“

„Das ist recht. Aber was hat er gelernt? Was ist er?“

„Ja, wenn ich's nur selbst wüßte! Ich bin nicht recht klug aus seinen Briefen geworden. Ich glaube, er hat auch eine Zeit lang studiert. Eins scheint mir gewiß: Mir fällt die Aufgabe zu, etwas aus dem jungen Menschen zu machen; mir ist, als ob seine Erziehung jetzt erst begänne.“

Eine Pause entstand. Bello, der Hund, schleifte

seine Kette leise klrrend durchs Gebüsch, an den ängstlichen Nachtviole vorbei.

„Erziehung, Hans?“ sagte da der Hausherr wieder, und ein leises Erschrecken klang auf einmal aus seiner Stimme. „Einen erwachsenen Menschen willst du erziehen?“

„Ja — und warum nicht? Ich meine es gut mit ihm.“

„Das glaube ich wohl. Aber erziehen heißt Menschen nach sich und seinem Muster formen. Wenn ich dir was raten kann, Hans, so laß das Erziehen, das Menschenerziehen. Verstehe du, das genügt.“

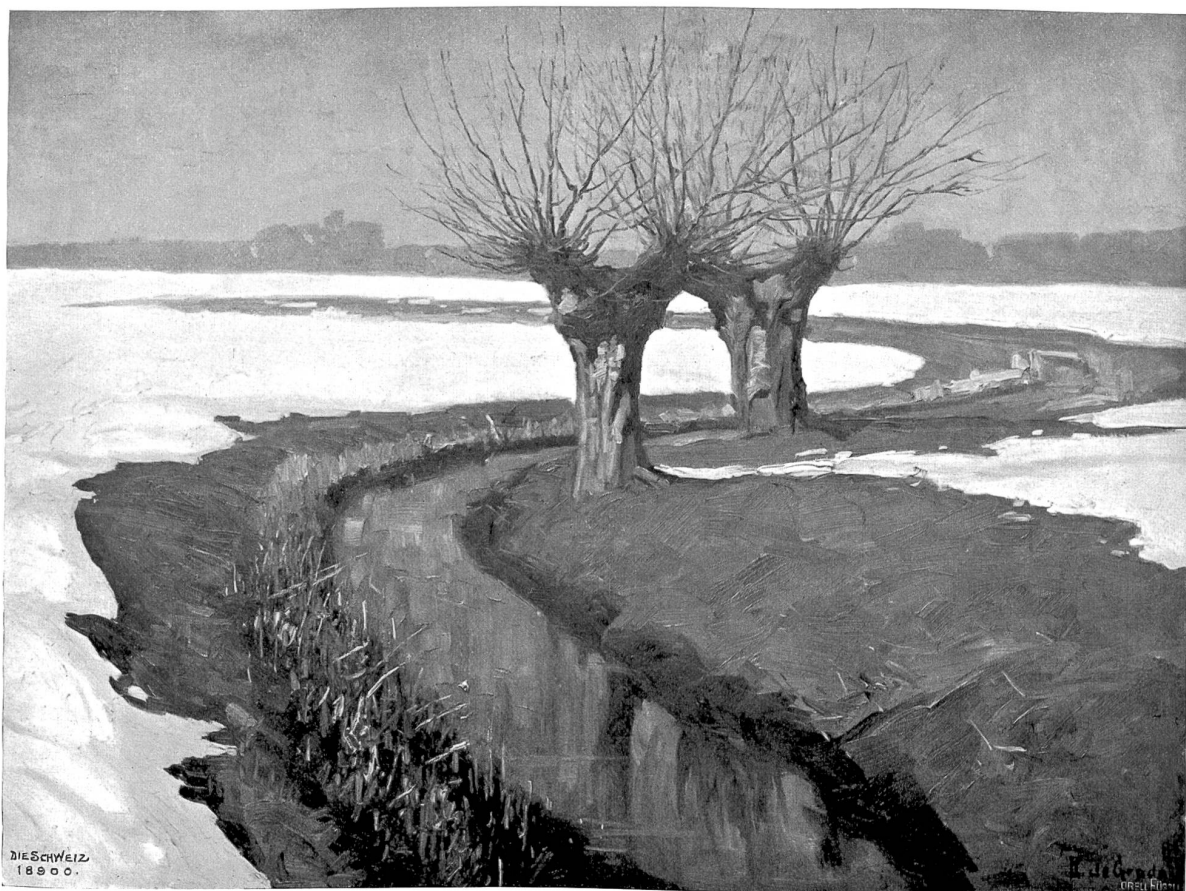
„Ich begreife dich nicht.“

„Soll ich dir erzählen, wie ich mir einst den Freund erzog? Den Freund, der mir der Liebste war, weil die erste Jugend uns einander geschenkt?“

Der alte Mann im Rohrsessel neigte sich vornüber und blickte lange in den schweigenden Garten hinaus. Er stützte den Arm auf die Lehne und erzählte hierauf dem Aufstehenden an seiner Seite, wie er vor vielen Jahren den Freund in den Tod getrieben.

„Es ist lange her, Hans,“ begann er; „ich habe dir nie davon gesprochen. Aber auch nicht ein Zota ist meinem Gedenken entschwunden. Das lebt und ist in mir, schmerzvoll und anklagend wie damals.“

Wir waren Schulkameraden, Kurt und ich. Er, der Unpraktische, Nichtmathematiker, der Leichtfällende und Sonnige, von dem unsere ganze Klasse das Empfinden hatte, als ob er von uns allen der Beste und Treueste sei. Er stammte aus bescheidenen Verhältnissen, hatte die Eltern früh verloren und lebte bei Verwandten. Mit Geld, Zeit, Fähigkeiten verstand Kurt nicht umzugehen, und ich, der künftige Geschäftsmann, der Rechner und Besonnene, ich verwies oft, predigte und mahnte Kurt es nie; es zog ihn hinaus in die Welt; er ging fort nach Polen als Hauslehrer. Es ginge ihm trefflich, rief er mir in seinen Briefen zu, er verdiene viel Geld und werde es noch weiter bringen. Ob er auch damit haushalte, spare, gab ich zurück. Aber ich erhielt nie eine Antwort auf meine Frage, denn Kurt haßte das philiströse Wort Sparen. Die Welt sei groß, behauptete er, groß zum Leben und weit zur Arbeit, und mehr wie einen Sarg brauche am allerletzten Ende auch der Reichste nicht. Und Krankheit, Not, Siechtum? Er lasse es darauf ankommen. Später unternahm er weite Reisen durch Rußland, China, Indien. Wir ver-



Raphael de Grada, Zürich.

Taufwetter.
Phot. Ph. & E. Kintz, Zürich.

loren uns nie aus den Augen. Es war etwas in unserer Freundschaft, das uns tapfer zusammenhielt, und dies Etwas ging von ihm aus. Es muß wohl die Wärme und Treue seines Wesens gewesen sein, die Wärme und Treue beim andern voraussetzte.

Nach vierzehn Jahren Fernsein stand er eines Tages vor meiner Tür, nicht mit den weltfrohen Augen von damals. Er war blaß, still, vornehm, wie ein Fürst in Verzagtheit. Das Heimatweh habe ihn überkommen, beichtete er, gewaltig wie ein verzehrend Fieber, das die Seele kleimütig mache; er sei geflohen, Hals über Kopf, sonst wäre er wohl daran gestorben.

Was er zu tun gedente, fragte ich ihn; ob er im Sinne habe, hier zu bleiben. „Ja,“ entgegnete mir Kurt mit der wehmütigen Zuversicht seiner ersten Jugendjahre, „es wird sich für mich schon etwas finden. In die Fremde kehre ich nicht mehr zurück. Ich baue auf dich und die Heimat. Wenn ich fremden Menschen genügt, warum sollte ich euch beiden nicht genügen?“ Wochenlang blieb er mein Gast. Ich beobachtete ihn, und ich glaubte zu wissen, daß nicht das Heimatweh allein ihn mir zurückgebracht; es war, als ob er ein unerhörtes Leid ertrage, als ob an einer stummen Wehklage seine Seele sich wundblute. Ich fragte nicht. Stundenlang konnte er dasitzen und vor sich hinstarren, müßig und regungslos. Er erzählte mir von seinen Reisen, seinen Erlebnissen und den Menschen seiner fernen Welt — jedoch von seinem Leid sprach er nie. Und wie der Sommer kam, da verlangte ihn plötzlich in die Berge. Er könne die weißen Firnen nicht nur so von ferne sehr, meinte er, in sie hineinschauen müsse er, in den Schnee und das Leuchten. Er ging und blieb so lange fort, bis der Herbst kam. Wollte er dort oben sein Weh abschütteln? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß mir auf einmal der Gedanke kam, ich hätte die Pflicht, diesen jungen, gesunden, müßigen Menschen zu erziehen, zu erziehen für unseres Landes Arbeit, für unser Leben, für unsere farge Heimat, die keinen Groschen umsonst bietet. So dasitzen und sinnieren sollte er nicht mehr. Ich selbst war damals gerade auf dem Wege, etwas aus mir zu machen. Der Arbeit heißeste Not hatte ich wohl schon hinter mir; denn ich hatte geklaubt und gerungen, gerechnet und gezählt. Ich besaß Achtung vor dem Geld, die Achtung, die meine armen Eltern und meine Arbeit mich gelehrt, und weil ich jede Minute meines Lebens mit Ringen nach diesem Geld ausgefüllt hatte. Und diese Achtung vor dem Geld machte mich hart und verständnislos für vieles, was andere schön und gut dünkte. Es war oft, als ob irgendwo in meinem Wesen mit bösem Finger eine Tür zugeschlagen würde, und Kurt, mein säumiger Freund, bekam meine Härte zu fühlen.

Er meinte eines Tages: „Ich bin so glücklich, wieder in der Heimat zu sein, weißt du. Gerade bei der Art Leute wie du ist Ruhe. Man spürt, da hat jeder sein Scherflein auf dem Trockenen; alle seid ihr schwer, bedacht, solid. Man denkt bei euch ans Alter und die Zukunft, und das ist wohl richtig und normal, nicht?“

„Wie steht es mit deinem Scherflein?“ fragte ich ziemlich scharf. „Hast du auch sparen und rechnen gelernt?“

Kurt lächelte zuerst, dann glitt der alte, mir bekannte,

ärgerliche Zug über sein Gesicht. Er antwortete nicht auf meine Frage. Ich nahm das Gespräch wieder auf. „Es wäre an der Zeit, an das Scherflein zu denken, Kurt. Du mußt etwas aus dir machen, dir eine Beschäftigung suchen...“ Die erwartete Antwort traf sofort ein. „Bin ich dir zur Last?“ lautete sie.

„Nein,“ entgegnete ich und schwieg kurz. Er beobachtete mich, und einen Augenblick tat mir die Raschheit meiner Worte leid. Aber ich hatte mir fest vorgenommen, ihn zu erziehen. Ich sah, wie er Mühe hatte, sich in unsere Verhältnisse zu fügen, sah, wie so vieles bei uns seiner in der Welt draußen erworbenen Auffassung zuwiderlief, wie bald hier, bald dort ihn etwas erschreckte, zurückstieß. Er fand Menschen, Verhältnisse, Betätigungsraum klein und trostlos und klagte oft darüber. Es war aber auch, als ob etwas ihm die Hände lähmte, unsere Menschen und Verhältnisse anzufassen, und dieses Etwas kannte ich nicht. Mir schien es an der Zeit, daß er genas. Genesen sollte er durch das harte Leben selbst, das ich ihm nicht erleichtern wollte. Ich hatte schwer arbeiten müssen — warum sollte er nicht? Ich hatte in mir die Kraft gefunden — warum sollte er nicht? Jungen, gesunden Pflanzen schadet kein Sturm — und Kurt war jung und gesund. Er war in einem Alter, wo andern die Zukunft schon Gegenwart ist und wo man bereits festen Grund haben muß unter den Füßen. Er sollte hinein in die harte



Françoise Gos, Lauiane.

Die Strandläuferin (1912).



Françoise Gos, Isaulanne.

Dame in Blau (1912).

Not. Ich wollte die Augen schließen und nicht sehen, die Ohren zumachen und nicht hören. Durchkämpfen sollte er sich, ich hatte es auch gemußt und Millionen anderer mit mir.

„Kurt, was gedenkst du zu tun?“ fragte ich deshalb.

Ich werde sehen. Ein elendes Handwerk für einen Mann, Stunden zu erteilen, hier bei euch, ich weiß es. Aber zum Handel taugte ich nicht. In eine Schreibstube bringt mich niemand. Ich habe kein Talent zu solchen Dingen. Ich werde es mit den Zeitungen versuchen; irgend etwas muß ich ja finden, wo ich meine undiplomierten Kenntnisse unterbringen kann.

„Ja, versuch's! Mach was aus dir! Gewiß findet sich bei ernstem Wollen etwas. Und bist du ein Mann in Stellung und Amt, dann gibst du dir durch eine gute Heirat noch einen bessern Hintergrund,“ versuchte ich zu scherzen.

Kurt erwiderte kein Wort. Es trat nur ein merkwürdiger, ich möchte sagen, ängstlicher Ausdruck in seine Augen, ein Ausdruck, der meine Worte tadelte und meine Gedanken schalt. . . Er wohnte den ganzen Winter über für sich allein oben in der Stadt. Ich sah ihn oft längere Zeit nicht. Aber ich ahnte, es gehe ihm nicht gut. Die wenigen, bei denen er verkehrte, glaubten ihn wohlhabend; denn er ging gut gekleidet und hielt auf sich. Er bemühte sich bald da, bald dort erfolglos, ich erfuhr es und erriet, wie sehr das Bewußtsein, als ein Fähiger doch ein Ueberflüssiger zu sein,

ihn niederdrücken mußte. Er versuchte es mit der Zeitung, er schrieb dahin und dorthin, er erteilte auch Stunden; aber das war alles so karg gemessen und arm, daß seine Seele sich unmöglich daran aufrichten konnte. Aber ich half ihm nicht; aller Anfang ist schwer, sagte ich mir.

Eines Tages kam er zu mir in mein Haus, gedrückt, blaß. Im dunkeln Zimmer saßen wir. Ich fühlte, wie eine Bitte auf seinen Lippen lastete: die Bitte um Geld. Ich hätte ihm entgegenkommen sollen; aber ich wollte es nicht: er sollte seine Lage als seiner unwürdig empfinden und Dankbarkeit lernen für das Geld, um das man bitten muß. Ich sah, wie er in bitterm Schamgefühl vor mir, seinem Freund, die Dunkelheit berühren wollte, um mir nicht ins Gesicht sehen zu müssen — da klingelte ich und ließ die Lampe bringen. . .

„Das war grausam,“ unterbrach der alte Mann im Panamahut.

„Ja, damals nannte ich es Konsequenz. Als die Lampe hell brannte, spielte ich den Gleichgültigen, den Mann mit der dicken Haut. Und Kurt sprach zu mir auch gleichgültig, matt und gezwungen. Dann stand er auf und ergriff seinen Hut. „Willst du schon gehen?“ fragte ich. „Ich begleite dich ein Stück Weges. Ist's kalt draußen? Soll ich den Pelz nehmen?“

„Du, Friß . . .“

„Ja,“ sagte ich und steckte mir eine Zigarre an.

„Friß . . .“

„Was willst du?“

„Ich wollte dich bitten . . .“

„Um Geld wohl?“ warf ich ihm hin. „Ah, du bist aus damit? Wieviel willst du?“

Ich wartete seine Antwort nicht ab. Ich legte ihm eine Summe auf den Tisch, aber viel weniger, als er erwartet hatte; ich erriet es aus seinem armen enttäuschten Gesicht. Aber ich blieb hart. Ist er einmal aus der Not heraus, wird er diese schwere Zeit segnen, behauptete ich mir. Und doch kam mir vor, als ob schon jetzt alles in seinem Wesen verlegt, gekränkt, erniedrigt sei.

Kurt steckte das Geld ein.

„Ich muß es in zwei Monaten zurück haben,“ bemerkte ich; „ich brauche es!“

Er sah mich nicht an. „Ja,“ sagte er langsam, „ich danke dir.“ Ich begleitete ihn den Weg hinauf über die Brücke. Er schwieg; ich aber erzählte von meinen Geschäften mit der Ueberlegenheit des Besitzenden, Gesicherten, mit der Ruhe des Mannes, der sich des Tages freut und dem vor der Nacht nicht bangt. . . Immer seltener sah ich Kurt von jetzt an. Es traf sich auch, daß ich oft in Geschäften abwesend war. Aber ich verlor ihn nicht aus den Augen und erfuhr immer wieder, noch habe er keine Stellung. Was ich aber nicht erfuhr, war, wie unerhört der feinfühligste Mensch litt unter den Enttäuschungen, wie sein Stolz sich zusammenkauerte und wie alles an ihm Nerven wurde und Not. Die zwei Monate waren um, und er brachte mir natürlich das Geld nicht zurück. Ich hatte es so erwartet; auch wußte ich zum voraus, daß er nun gänzlich ausbleiben würde, die Scham würde ihn zurückhalten. Ich beurteilte ihn in Gedanken oft ungerecht, ich warf ihm Gleichgültigkeit und Leichtsinns vor. Und doch

weiß ich heute, daß Kurt weder gleichgültig noch leichtsinnig war. Er nahm die Dinge viel ernster und tiefer als andere; er war ein Mensch, der dachte, formte und verband, was das Leben ihm im Vorbeigehen zuteilte.

Nun folgte meine Reise nach Amerika; ein halbes Jahr hatte ich daselbst zu tun. Es war die Geschichte mit der Asphaltmine, die du kennst. Ich verreiste, ohne Kurt gesehen zu haben, und um keinen Preis wollte ich ihm Geld anbieten. Bei meiner Rückkehr mußte er in Stellung und Amt sein, nahm ich an. Du weißt, daß meine Verhandlungen drüben zu einem glänzenden Abschluß kamen, daß ich als reicher Mann aus Amerika zurückkehrte. Ich kam zurück in mein volles, warmes Junggesellenheim, in meine alte Behaglichkeit. Ich war in sehr guter sicherer Stimmung, so, als ob ich an Leib und Seele keine verwundbare Stelle besäße.

Ich dachte an Kurt, und mit aller Macht zog es mich jetzt zu ihm hin. Am andern Morgen bereits stand ich vor seiner Tür und klingelte. Eine sonderbare alte Frau mit blinzelnden Augen öffnete mir. „Er ist schon seit drei Monaten ausgezogen, gleich nach seiner Krankheit,“ beschied sie mich.

„Also war er krank?“

„Ja, sehr krank. Er hat lange im Spital gelegen!“

„So. Wo wohnt er denn jetzt?“ fragte ich, und, weiß Gott warum, eine große Angst packte mich plötzlich. Die alte Frau nannte mir die Straße; die Hausnummer war ihrem Gedächtnis entschwunden.

Ich fuhr hin, kam in die besagte Straße; sie lag ganz hinten beim Wald, hohe, dumpfe Häuser, schmutzige Treppen, unsaubere Kinder. Ich ging von Flur zu Flur, studierte jeden Eingang, jeden Glockenzug. Endlich fand ich in einem Haus mit abgerissenen Tapeten über einem Briefeinswurf einen Zettel mit Kurts Namen. Also da wohnte der Arme. Es schlug gerade elf Uhr, als ich die vier Treppen hinaufstieg. Das Haus schien wie leer. Aber da kam jemand herunter; mir war, als müßte er es sein. „Kurt, bist du’s?“ rief ich halbblau und schaute über das Treppengeländer in die Höhe. Ein fremder junger Mensch schritt kurz darauf an mir vorüber. Ich stieg hinauf und klingelte. „Frau Witwe Leuthold“ stand über der Glocke. Ich schellte einmal, zweimal, dreimal. Niemand öffnete. Da ging ich langsam hinunter. Unten im Hausflur traf ich den fremden jungen Menschen wieder.

„Wen suchen Sie?“ fragte er. „Herrn Bedert?“ Ja, der wohnt oben. Seine Wirtin muß wahrscheinlich ausgegangen sein, sie besorgt Wochendienste und ist selten da. Herr Bedert öffnet gewöhnlich selbst. Da muß er eben auch abwesend sein. — Ich nannte meinen Namen und bat den jungen Menschen, Kurt mitzuteilen, er solle mich heute noch besuchen. Er versprach, meinen Auftrag auszurichten.

Ich wartete den ganzen Tag, Kurt kam nicht. Und doch war ich jetzt bereit ihm zu helfen; jetzt durfte ich, jetzt konnte ich ...

„Nein, jetzt wolltest du,“ sagte der Laufende im Panamahut wie zu sich selbst.

Der Erzähler fuhr auf. „Was meinst du damit?“ „Ich wiederhole bloß: Jetzt wolltest du. Bis jetzt hast du nicht gewollt.“

Eine Weile herrschte Schweigen.

„Ich wartete auf Kurt bis tief in die Nacht hinein,“ fuhr der alte Mann wieder fort. „Ich saß am Fenster und rauchte eine Zigarre um die andere, wartete auf ein Klingeln, ein Klopfen, ein Rufen. Aber es wurde Mitternacht, und mein Freund erschien nicht.“

Andern Tags genau um elf Uhr stieg ich wieder die vier Treppen hinan. Sonderbar, wie leer das Haus schien. Oben fand ich die Flurtür offen. „Kurt!“ rief ich in den engen Vorraum hinein; denn ich stand vor drei verschlossenen Türen und wußte nicht, welche zu seinem Zimmer führte. Es antwortete niemand. Ich drückte auf die Klinke der Tür rechts und fand sie verschlossen. So auch die zweite. „Kurt!“ rief ich nochmals. Keine Antwort. Da ging ich zur dritten Tür und fand sie offen. Ein kleines schmales Gemach, verdunkelt durch die Fensterladen. Hinter der Tür das Bett. Und auf diesem Bett lag er, mein Freund, sein totes Antlitz mir zugewandt, die Pistole am Boden auf dem alten zerklüfteten Teppich. Es hatte wohl niemand den Schuß gehört; denn sonst hätte der Tote nicht so einsam dagelegen. Eine kleine Rinne Blut träufelte von der Stirn... Auf dem Tisch fand ich einen Brief, der war an mich. Ich kenne diesen Brief Wort für Wort. „Griß,“ schrieb er, „du wolltest mich erziehen, nicht wahr? Ich hab es gewußt, anders kann ich mir dein Hartsein nicht erklären. Du wolltest mich deiner Lebtag lehren, wie man mit Geld umgeht — glaub mir, ich verstand es immer besser wie du; denn du hast nicht einmal gewußt, daß man mit Geld einen Freund vor Hunger



François Gos, Kauaienne.

Mädchen mit Buch.

und Tod retten kann. Du hast Buch geführt, ich auch. Du über dein Vermögen, ich über meine Not. Uns beide hatte das Leben verschieden ausgestattet; du warst die Kampfnatur, ich nicht — und den letzten Mut hat mir die Fremde mit ihrem Leid geraubt. Ich wußte, daß ich ein gebrochener Mensch war, als ich zurückkehrte, aber ich baute auf die Heimat und dich, Fritz; ihr habt mich beide im Stich gelassen. Was ich heute tue, wollte ich längst, ich habe nur auf deine Rückkehr gewartet. Der Anblick eines Toten, den man geliebt, tritt nicht so leicht aus dem Gedächtnis — ich weiß das. Und ich weiß, du hast mich geliebt. Aber nicht erziehen solltest du, Fritz, sondern verstehen...¹ Erst viel später habe ich erfahren, was Kurt in der Welt draußen Unerhörtes erlebte. Ein Kamerad von uns beiden brachte mir die Nachricht heim. Er hatte das Weib seines Dienstherrn mit weher heißer Seele geliebt, und sie hatte seine Liebe erwidert. Da ward ihm vom Schicksal das Furchtbare angetan, daß er, beim Spielen mit der

Waffe, die Geliebte mit eigener Hand erschöß. Er war geflohen aus dem Lande seines Geschicks. Von der Heimat und mir erwartete er Friede und Vergessen — und wir, wir ließen ihn beide zugrunde gehen...²

Der alte Mann schwieg. Die letzten Worte hatte er leise gesprochen, als ob er sie verbergen wollte in sich wie in einem festen Schrein. Seine Hand auf der Sessellehne hatte sich zusammengebogen. Der Zuhörer an seiner Seite legte die Rechte darüber.

„Fritz,“ sagte er, „was war der letzte Grund deiner sogenannten Erziehung, weißt du es?“

„Ja, heute weiß ich es. Es war etwas, das uns Menschen, die wir streben, vorwärts wollen, nach Besitz drängt und peitscht... Erspare mir das Wort und klag mich nicht an!“

Der alte Mann im Panamahut erhob sich vom Korbsessel. Bello, der Hund, riß seine Kette an den Nachtwolven vorbei und knickte die duftenden Blüten.

Dramatische Rundschau I.

(Fortsetzung).

In vollen Akkorden war die letzte Spielzeit zu Ende gegangen, und nicht minder schwungvoll begann die neue. Im Stadttheater nahmen die Festvorstellungen des „Parfissal“ mit gutem künstlerischem Erfolg und unter regem Interesse des Publikums ihren Fortgang, und auf der Pfauenbühne huldigte das Schauspiel zunächst nur Shakespeare und Björnson: Neueinstudierungen von „Die bezähmte Widerspenstige“, „Viel Lärm um Nichts“, „Was ihr wollt“ und „Wenn der junge Wein blüht“ bildeten den Spielplan der beiden ersten Wochen. Die Wiedergabe der Shakespeareschen Stücke war wie in früheren Jahren vortrefflich, während man Björnsons Lustspiel aller Poesie entkleidete, ihm dadurch die Luft entzog, in der allein es zu leben vermag, und pietätlos das gebrechliche Gerüst dieses Alterswerkes aufdeckte.

Nicht aus dem Herzen wie Björnsons Lustspiel, sondern aus dem Verstande ist Schnitzlers „Professor Bernhards“ gekommen, aus dem leidenschaftlichen Begehren, längst gehegtem Groll den Weg freizugeben und Abrechnung zu halten. Da das Werk seit einem Jahr in Tagesblättern und Zeitschriften nach allen Seiten hin beleuchtet und erörtert worden ist, kann ich mich auf einige wenige Bemerkungen beschränken. Der Arzt Bernhards verweigert aus rein menschlichem Empfinden dem Priester den Zutritt zu einer Sterbenden. Das geschieht im ersten Akt, der meisterhaft die Exposition gibt. Aber der Konflikt wird nur Anlaß und nicht Inhalt der Komödie. Schnitzler denkt nicht daran, das Problem, den Kampf zwischen Wissenschaft und Kirche, zu Ende zu führen, sein Bernhards soll nicht zum Helden werden, der siegt oder untergeht (obwohl der ironische Gleichmut, womit er alles eindringende Ungemach auf sich nimmt, doch auch Heroismus ist), nein, ihm war es darum zu tun, seiner Zeit, will sagen dem heutigen Wien der parteipolitischen Zerrissenheit und antisemitischen Treibereien den Spiegel vorzuhalten, und das tut er denn auch mit ingrimmiger Schärfe und mehr von einem persönlichen Standpunkt aus, als für den künstlerischen Wert des Stückes gut ist. Das läßt sich trotz der großen, den Höhepunkt der Komödie bildenden Szene zwischen Bernhards und dem Priester, in der sich ein gerechtes Beurteilen von hüben und drüben kundtut, nicht wegdisputieren. Dialog und Charakteristik sind wiederum wie stets bei Schnitzler bewundernswert. — Passivität kennzeichnet auch den Charakter Dantons in Georg Büchners Revolutionsdrama „Dantons Tod“, das zur Feier des hundertsten Geburtstages des jung gestorbenen Dichters gegeben

wurde und in dem jede Szene von unmittelbarem Leben erfüllt ist. Aber trotzdem lebte es nicht mehr, hat als Bühnendrama nie gelebt. Eine Reihe von Bildern voll Gedankenreichtum, Gefühl und fiebernder Leidenschaft, aber ohne innere Vertiefung, ohne Steigerung zu einem Höhepunkt — ein Held, dem die Lust am Kampfe längst vergangen ist, ein Epikureer und geistreicher Zyniker, ein Revolutionär, der im letzten Akt seines niedersteigenden Lebens steht. So mußte denn trotz der rühmenswürdigen Aufführung der Erfolg ausbleiben³). Auch Herbert Eulenburgs „Erste Schwänke“, ein Zyklus von vier Einaktern, erfüllte die Erwartungen nicht völlig. Es war ja interessant und ergötlich zu sehen, wie dieser Romantiker in den hübsch erfundenen Geschichten alltägliche, höchst irdische Dinge mit Wit und Laune behandelt und die satirischen Dichter auflekt. Aber der Eindruck der Schwerfälligkeit und Geschraubtheit stellt sich mehr als einmal ein; bald wird, wie in „Das Geheimmittel“, der Wit zu Tode gekehrt, ohne daß irgend ein Resultat erzielt würde, bald fehlt die leichte graziöse Hand, mit der liebenswürdig pikante Affären wie „Die Geschwister“ gezeichnet werden müssen. Eine Schwelgerei anderer Art macht Bernard Shaw in seinem „Pygmalion“. Der scharfe Spötter ist milderer Sinnes geworden und gibt in seiner neuen Komödie, man mag sich noch so sehr Mühe geben, „Tiefen“ darin zu entdecken, nichts weiter als ein unterhaltendes Lustspiel, noch dazu eines, das stellenweise mit den verbrauchtesten Gegensätzen arbeitet. Pygmalion, weiland König von Kypros, hat durch heißes Fiehlen die Statue der Aphrodite zu wirklichem Leben erweckt, und Pygmalion, der Bildhauer, haucht dem Marmorbild der „schönen Galatea“ in Suppés Operette mit stürmischen Liebeswerben eine fühlende Seele ein; aber Pygmalion, der Phonetiker bei Shaw, will nicht beleben und befeelen, ihm gilt das von der Straße aufgelesene Blumenmädchen nur als Material, an dem er seine linguistischen und phonetischen Künste erproben kann, und er gewinnt die Wette, das Mädchen innerhalb weniger Wochen äußerlich so abzurichten, daß es sich wie eine Herzogin zu benehmen weiß. Das wird drei Akte lang in recht dürftigen Szenen und mit bekannten Mitteln abgewandelt, und erst im vierten und fünften Akt bekommt die Sache ein neues und unverhofftes Aussehen. Der weise Herr Professor hat nicht daran gedacht, daß mit der Veredlung der Sprache und der Lebenshaltung

^{*)} Näheres über Georg Büchners Revolutionsdrama s. „Die Schweiz“ XVII 1913, 455 f.